Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 35

Artikel: Von stiller Gewalt [Fortsetzung]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644413

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
den 27. August
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Bern. Drei Gedichte von Otto Frei.

Die Aare.

Du bist das rauschend grüne Seidenband,
Darauf der Tag bewundernd blickt,
Darein die Nacht mit liebevoller Hand
Die goldnen Sternenblumen stickt.

Und als die zierlichste der Spenden
Schlingt dich der Gott, der viele Zierden hat,
Der gerngeschmückten Stadt
Um Brust und Lenden.

Die Alleebäume.

Wie seltsam! Sie schlendern Hand in Hand
Stadteinwärts und wieder zurück aufs Land
Mit ewig wechselndem Ziele:
Selbst unberaten, allhingewandt,
Und wie der Wind
So lose gesinnt.

— Und dennoch im scherzenden Wanderspiele
Schirmende Hut für Viele . . .

Das Münster.

Ich sah dich, wie dich keiner sah:
Der Sonne regennasse Hand
Hatte den siebenfarbnen Bogen
Weit übers Menschenland
Wie einen Perlenkranz gezogen.

Da standst du groß und himmelsnah
— Dem Staunenden zur Augenweide,
So herrlich und unwandelbar —
Und zogst das farbenstrahlende Geschmeide
Hernieder auf dein greises Haar.

Von stiller Gewalt.

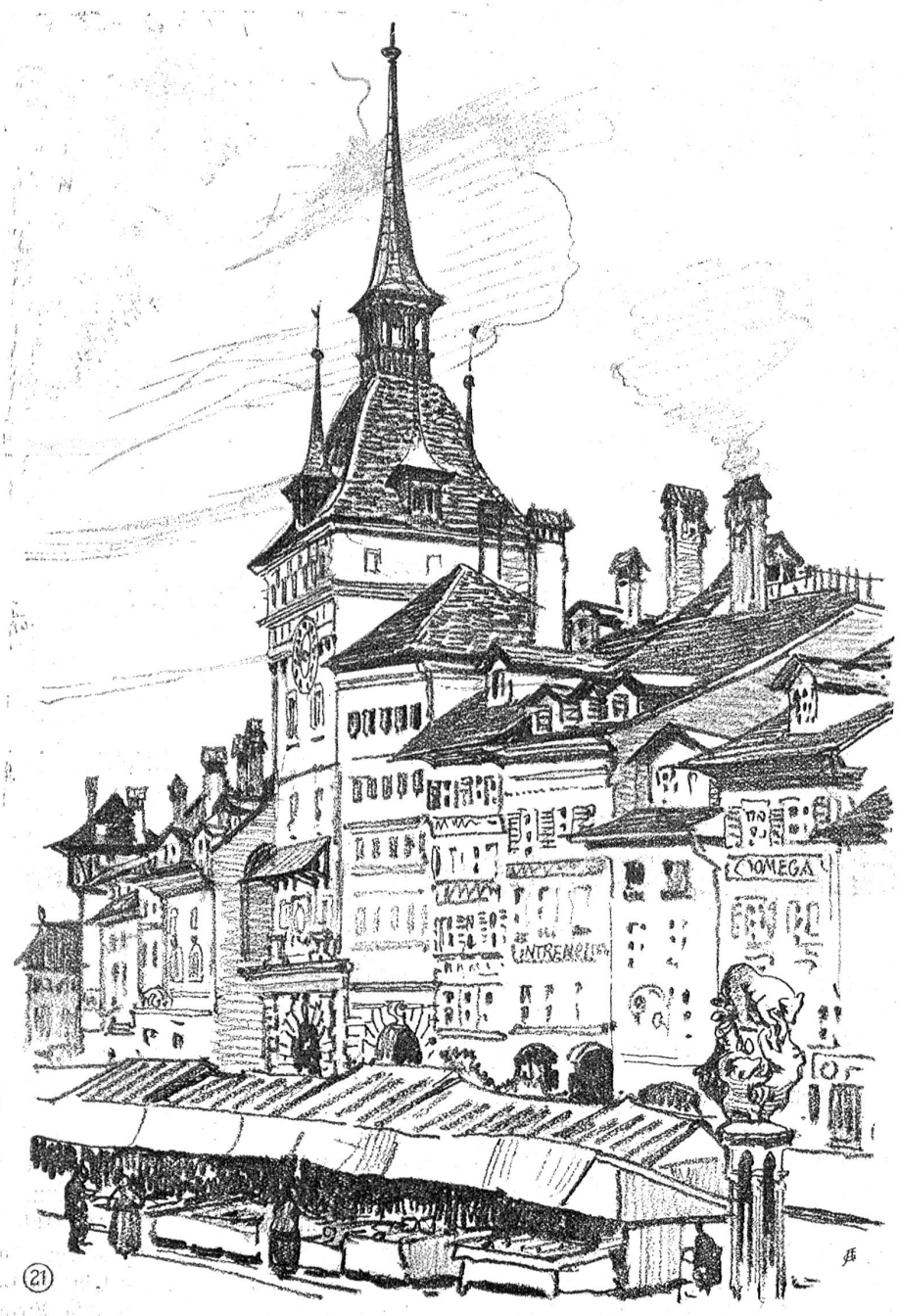
Von Frieda Schmid-Marti. 3

Da ist es schon bei der Gaststubentüre. Mit einem Ruck springt die Tür auf, und beide Frauen stehen in ihrem Rahmen. Einen Augenblick steht Peter noch droben auf seinem Thron. Eine grenzenlose Verblüffung kommt zuerst in sein Gesicht. Allmählich eine peinliche Verlegenheit. — Immerzu schaut er nach der Türe, als sähe er ein Gespenst. Der Jägerhut mit der krummen Feder ist ihm in den Nacken gerutscht. „Eh eh, was soll jetzt das sein", lallt er, weniger ob dem Anblick seiner Frau überrascht, — die stand schon öfters dort, — als ob dem Annebäbelis. Dann hällt er sich tappig an der Lehne des Stuhles und steigt mit lächerlicher Vorsicht hinunter... Ihm scheint es nicht geheuer. Als hätte der Blitz eingeschlagen, ist plötzlich der Lärm und das Gelächter der fröhlichen Zecher verstummt. Der junge, liederliche Schreiber beim Notar Stäger stößt mit einem Ellbogen den Franz Gurtner an und sagt halblaut: „Du Franz, jetzt kommen noch die Gloschlihusaren." — Er lacht blöd.

Lisebeth Wagner hat die Worte vernommen... Bis jetzt hat es nur mit den Augen geredet. Aber die Spottworte brechen ihm den Mund auf. Wie eine flammende Richterin steht es und reckt die Hand —. Und mit bebender Stimme sagt es: „Schämt euch alle zusammen, ihr, die ihr dem Dorfe Vorbild und Führer sein solltet. Schändlich ist es, die Nächte durchzulumpen, und am hellichten Tage den Rausch zu verschlafen. Und du, blutjunger Lümmel", sie weist mit dem Finger hinüber und deutet auf Anton Bracher, den Schreiber, „du hast daheim im Korbe ein Kleines, und deine Frau liegt im Kindbett. — Ein Lump und Lüderian bist! Alle Jahre ein Kind und kein Brot daheim, die Milch lässest aufschreiben und der Hauszins ist überjährig. Pfui." — —

Das Wagner Lisi macht mit der Hand eine verächtliche Bewegung und wendet sich ein wenig. Neben ihm steht blaß und schmal, zitternd wie Espenlaub, das Annebäbeli, die Augen voll Tränen. Franz schaut herüber zu ihr wie entgeistert. — Auf einmal steht er auf, nimmt hinter dem Tisch einen Anlauf und setzt mit einem gewaltigen Sprung über den Tisch. Er macht einen großen Bogen um beide Frauen und drückt sich hastig zur Türe hinaus. — Wie gejagt geht er heim zu. Nicht durch die Dorfstraße, und nicht durch's Mäteliweglein. Er macht einen weiten Umweg über den hintern Dorfrain. — —

Der Peter mault etwas von: das wäre sich wohl der wert gewesen, so dergleichen zu tun, es wäre doch Herbst und Jagdzeit, und da sei schon immer etwas gegangen. —



Bern. Markt auf dem Bärenplatz. Bleistiftzeichnung aus der Mappe von A. Tièche. Verlag Kaiser & Co.

Aber er trinkt rasch aus, stellt laut das Glas auf den Tisch. Er bückt sich nach seinem Hut, der eben vorhin unter den Tisch rollte.... Dann wendet er sich, ein wenig schwankend, nach der Türe. Lisebeth und Annebäbeli folgen ihm. —

Eine ganze Weile ist es still in der qualmerfüllten Gaststube... Endlich sagt der Bracher Anton zum Brast Joggi: „Du, die hat aber Haar an den Zähnen." Der Joggi brummt etwas und nickt bejahend mit dem Kopf. Aber den Respekt vor den beiden Frauen spürt man auch aus den hämischen Bemerkungen...

Franz Gurtner ist im Bett, wie Bäbeli in die Stube kommt. Sie erwartet eine schlimme Zurechtweisung. Mehr noch. Ein Zornausbruch Franzens. — Sie ist darauf gefaßt. Aber nichts dergleichen geschieht. Da schlüpft sie leise ins Bett und löscht das Licht aus... Eine ganze Weile bleibt es mäuschenstill. Aber da tastet sich eine große, schwere Hand hinüber nach Annebäbelis Bett und sucht die ihre. Eine ganz fremde Stimme, die Annebäbeli gar nicht kennt, sagt: „Gut Nacht, Annebäbeli, und das da — das tue mir lieber nicht mehr an, — gelt." — Es ist, als hätte sich Franz für die wenigen Worte eine Extrastimme zugelegt. Als hätte er zuvor ein Becherlein linder Güte getrunken. — Staunend hört Annebäbeli die Rede. Und empfindet sie wie das Streicheln linder Hände, wie, als wäre ihr eben etwas Beglückendes widerfahren...

„Und so kann der Franz reden", denkt die Frau immer und immer wieder und schläft selig ein. —

Unmerklich gleitet die Zeit. Und unmerklich haben Annebäbeli Gurtners stille Treue und duldende Liebe ein Lichtlein entzündet in ihres Mannes rauhem, frostigem Seelenkämmerlein. Das wilde Feuer der Leidenschaften züngelt nicht mehr so häufig auf. Und wenn es doch geschieht, erlischt es bald wieder an Bäbelis stiller, steter Freundlichkeit, an ihrer sanften Güte. Mit zwei Worten meistert die Frau sein ungestümes Wesen. Gar oft versucht der Franz, sich der Wirkung dieser zwei Worte zu erwehren. Umsonst. — Franz Gurtner richtet mit seiner Riesenkraft nicht aus, was Annebäbelis zwei Schicksalsworte an seiner Seele. — Wenn das Herzeleid ihre Augen trübt, oder in der Verzweiflung ihr der flehende Ruf entschlüpft „ach Franz", — dann ist's um ihn geschehen. Das kann er nicht hören. Es macht ihn elend, krank und hilflos. Daran verraucht sein Zorn und erstickt seine Wut. Es wühlt in seinem Innern, wie mit glühenden Zangen.

Franz Gurtner weiß nicht, wie lieb er seine Frau hat, und wenn es ihm jemand gesagt hätte, er wäre aufgefahren und hätte es nicht wahr haben wollen. Und doch ist es so. An ihrem Wesen erlischt seine Härte. An ihrer Güte zerschlägt sich sein Trotz.

Wieder ist es Herbst. Licht- und goldbeladen segeln die Wolken in der Bläue des klaren Herbsthimmels. Aber Franz Gurtner hat diesmal kein Auge für die Schönheit der Natur. Noch einmal und stärker denn je bricht sein

alter Fehler hervor. Sein jähes Auffahren sprengt alle Fesseln. Etwas Ruheloses und Gewalttätiges ist an ihm, jagt ihn von einer Arbeit zur andern und zwischenhinein ins Wirtshaus und in den Keller. —

Beim Nachbar Wagner drüben probieren sie eine neue Dreschmaschine. Ab und zu dringt das monotone Geräusch des surrenden Göppels herüber zu Franz, der vor seinem Haus einen Wagen mit Rüben abladet. Weit im Wurf fliegen diese hinüber auf den Haufen. Ab und zu horcht Franz auf das Treiben im Nachbarhaus. Aus der Scheuer schlägt der Ruf des Knechtes herüber: „Hü Fanny". Dann wieder steht die Maschine still, und drüben hebt ein Reden an. Einmal ein Peitschenknallen und Schimpfen, weil das Pferd störrisch tut, das Laufen ringsum am Göppel ist für das Tier neu und ungewohnt. Die Dreschmaschine selbst ist oben auf dem Söller montiert. Wieder steht sie nach kurzem Laufen still und Wagner ruft etwas in die Tenne hinunter, was Franz nicht versteht. Auf einmal springt er vom Wagen und ist mit ein paar langen Schritten drüben im Nachbarhaus, hat die Leiter erklommen und steht schon droben bei Peter Wagner auf dem Söller.

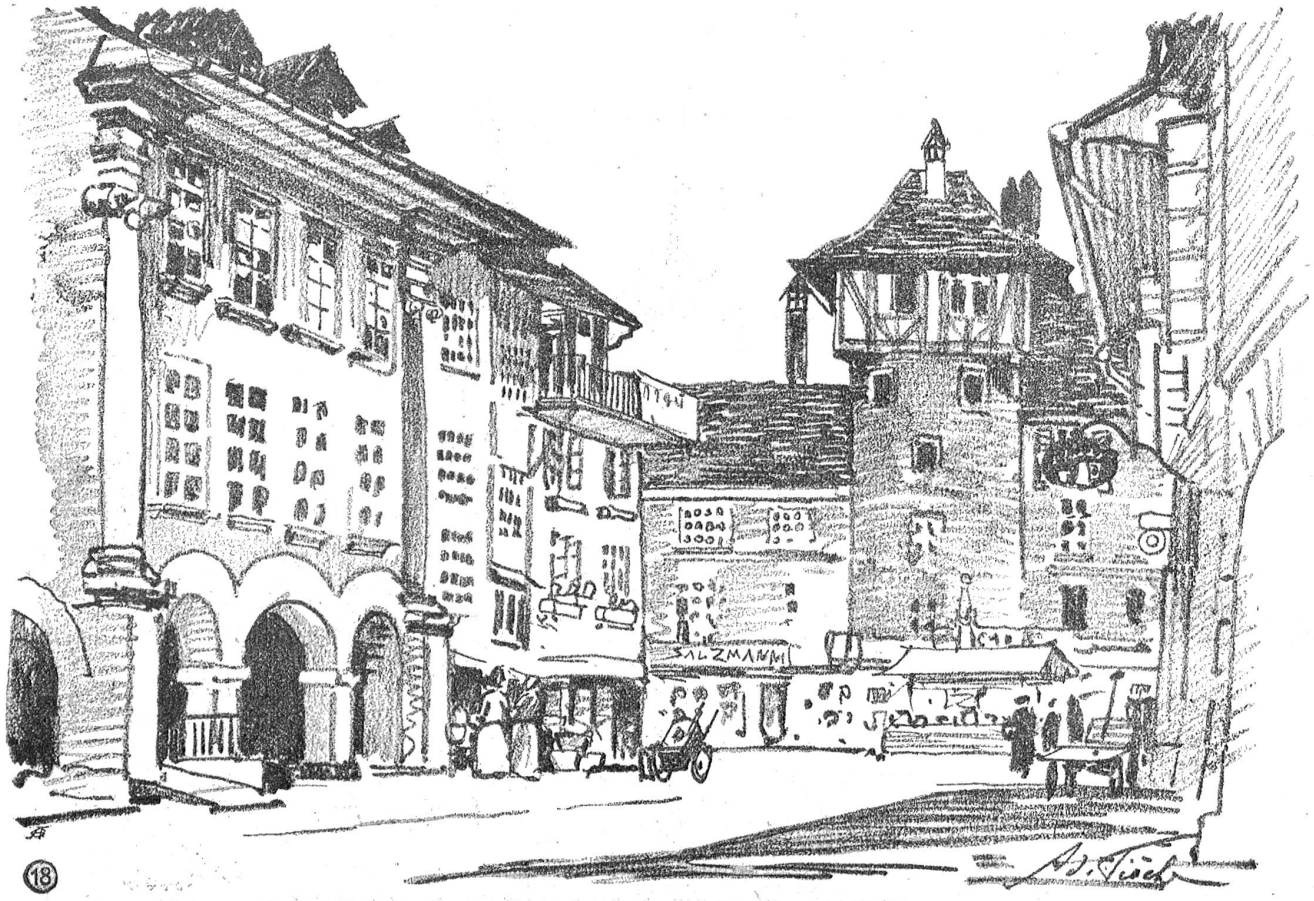
Bern. Die Erkerhäuser am Zeitglocken. Bleistiftzeichnung aus der Mappe von A. Tièche. Verlag Kaiser & Co.

Die Maschine ist jetzt im Gang und macht einen Höllenlärm. „Du, zeig mal", sagte er zu Peter, „ich möchte einmal probieren, wie's geht". Lachend schiebt er diesen bei Seite und breitet, wie im Spiel, die Weizengarbe auf dem Dreschtisch aus. Flink läßt er einen viel zu großen Wisch in den Trichter laufen. Schwupp, steht die Maschine still. — „Nicht zu viel auf einmal. Daran erstickt das eiserne Rößlein", sagt lachend der Wagner, der plötzlich merkt, daß Franz nicht nüchtern ist. Franz aber wird wütend, ob dem mißlungenen Versuch, und reißt mit der Hand das Stroh aus den Zähnen der Maschine. „Fahr' zu", schreit er mit rotem Kopf hinunter in die Tenne. Und der Knecht fährt ... Die Maschine läuft und Franz schiebt Wisch um Wisch in den eisernen Schlund. Der Wagner steht mit verängstetem Gesicht daneben und schaut zu ...

„Laß mich jetzt wieder machen, Franz", bettelt Peter dringlich und zupft den Nachbar am Aermel. „Dummes Zeug", entgegnet dieser, „meinst nur —, pah —, jetzt schaff' ich's und übers Jahr kauf' ich mir auch so einen Garbenfresser ha ha." — Rasch tut der Franz, und wo es ihm nicht schnell genug geht, schiebt er mit den Händen nach. — „Gib acht, Franz", brüllt durch den Lärm der Peter in sein Ohr, „es läßt sich nicht spassen mit der Maschine."

„Furchthase", spöttelt der Franz und langt mit seinen gewaltigen Armen nach einer neuen Garbe, die der Peter ihm aufgeknüpft hat. Er läßt sie fast zur Hälfte in den Trichter gleiten, stopft und kraftet nach, beugt sich weit über den Tisch vor, und schiebt mit der Hand ein Aehrenbüschel in die eisernen Zähne...

Und da, — ein Ruck, — ein Knacken, ein zermalmendes Krosen. Ein Schrei. Ein Gepolter. — Und wieder ein verzweifelter, irrer Schrei hinunter in die Tenne: „halt



Bern. Neuengasse und Holländerturm. Bleistiftzeichnung aus der Mappe von A. Cièche. Verlag Kaiser & Co

still, Dani...“ Und noch dringlicher: „Um Gotteswillen halt still.“ — Vornüber eingekauert, liegt Franz mit dem Oberkörper auf dem Dreschtisch... Sekundenlang ist es still. Da rafft er sich auf, umspannt mit der gesunden Hand wie mit einer Eisenklammer das Handgelenk der andern —, und reißt mit einem verzweifelten Ruck die erfaßte, verstümmelte Hand aus dem Schlund der Maschine... Alle Kraft, die er noch aufbringt, liegt in diesem einen, unerhörten Ruck... Dann bricht Franz zusammen. — Die Hand ist eine formlose, zermalmte Masse, von der das Blut trieft und die Fetzen herniederhangen. — (Schluß folgt.)

Bärnfest 1927 (3. und 4. September).

Vor mehr als hundert Jahren haben die urwüchsigen Hirtenfeste in Unspunnen in der Schweiz und im Ausland großes Aufsehen erregt und berühmte Künstler und Dichter zu bedeutenden Schöpfungen angeregt. Die Ueberlieferung ist seither lange Zeit unterbrochen gewesen, und ein Versuch, sie im Oberland als „Attraktion“ für die Fremden wieder aufzunehmen, ist aus hier nicht zu erörternden Gründen gescheitert.

Inzwischen hatte aber bereits die Bernische Vereinigung für Heimatschutz, zu deren satzungsgemäßen Zielen auch die Belebung der volkstümlichen Bräuche und die Förderung des Trachtenwesens gehören, aus eigenem Antrieb und ohne Absicht der unmittelbaren Anknüpfung an jene berühmte Erinnerung, in Bern selber ein Fest geschaffen, das in neuer Gestalt den Grundgedanken verkörperte, das Volk zu Stadt und Land zu einfacher, heimischer Geselligkeit zusammenzuführen und den abgestorbenen oder verschämt verborgenen Sinn für die Würde und Schönheit der Volkstracht wieder zu wecken.

Ein äußerlicher Umstand bot dazu die Gelegenheit: Die Notwendigkeit der Mittelbeschaffung zur Herausgabe weiterer Bände des tiefgründigen und eigenwüchsigen Werkes von Dr. Emanuel Friedli: „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“, einer wahren Fundgrube für Volkskunde, als Vorbild für ernste Erfassung des Wesens eines Volkes auch in der Kritik ausländischer Sachverständiger anerkannt. Damit war der Rahmen des ersten „Bärndütschfestes“, wie es damals noch hieß, im Jahre 1922 gegeben. Wohl wußten die Veranstalter, daß die festfreudige Schweiz schon eine Menge von Schützen-, Sänger-, Turn- und sonstigen großen Festen seit vielen Jahrzehnten zu feiern gewohnt war. Aber was man bewußt anders wollte, und was auch weit über Erwarten gelang, das war der Gedanke, alle zu sammeln zu frohem Treiben, nicht nur eine bestimmte Zweckgruppe von Volksangehörigen, und bei allen zu werben für das, was uns eint, für die Auswirkung des Bernervolkes in seinem kulturellen Leben, also natürlich abgesehen von Politik und allem, was drum und dran hängt.

Eine allgemein verlangte Wiederholung 1924, unter dem Motto „Bärner-Volk am Sunndig und am Wärchtig“, war leider nicht vom Wetter begünstigt, fand aber trotzdem so viel freudigen Zuspruch der Bevölkerung, daß die Kosten gedeckt werden konnten und sogar ein kleiner Ueberschuß sich ergab.

Nun, vierzehn Tage vor dem Bettag, am 3. und 4. September (bei ganz schlechtem Wetter eine Woche später), wird das dritte Bärnfest stattfinden, und zwar in noch viel größerm Rahmen als die beiden ersten. Zum Wahlspruch ist bestimmt worden: „Volkslied und Volksbrauch“.

In zwiefacher Weise kommt dieser Leitgedanke am Fest zum Ausdruck: Auf dem Festplatz und im Festzug, der zweimal, am Samstagnachmittag um 2 Uhr und am Sonntagvormittag um 10½ Uhr, vom Bärengraben aus die Altstadt durchzieht und durch die Bundesgasse auf den Festplatz